

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 13 (1933-1934)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mozart so großartig verfolgten Bahn wahrhaft dramatischer Musik . . . Wagners Wahl bleibt eine Zierde unseres Festes; eine ganze Zukunft wird unser Diplom unterzeichnen . . .”

Karl Alfonso Meyer.

Zum Tag des Buches.

erfahren wir, daß der Schweizer Schriftstellerverein früher schon auch bei uns eine solch großzügige Werbung für das gute Buch zu organisieren versuchte, daß der Plan aber an den Widerständen der Verleger und Buchhändler scheiterte.

Wir halten trotzdem an unserer Anregung fest, selbst dann, wenn der finanzielle Erfolg nicht sofort überwältigend wäre. Unser „Tag des Buches“ könnte im Rahmen der „Schweizer Woche“ so gestaltet werden, daß er das Budget der Firmen nicht all zu sehr belasten und doch als eindrucksvolle Kundgebung unseres Gesamtschrifttums wirken würde.

Daß Verleger und Buchhändler den Weg zu den Autoren finden, wenn es sich um die Bekämpfung neuer Vertriebsorganisationen handelt, beweist ein Schreiben, daß, an Felix Moeschlin, den Präsidenten des SSB gerichtet, nun auch an die Mitglieder versandt wird. Es handelt sich dabei um die Bestrebungen, nach deutschem Muster auch bei uns sog. „Buchgemeinschaften“ ins Leben zu rufen. Was die Verbände gegen sie vorzubringen haben, ist nur teilweise richtig. So kann man (um nur ein Beispiel herauszugreifen) der Meinung, die Buchgemeinschaften züchten den bevorstehenden Leser, entgegenhalten, daß in dem für die „Buchgemeinschaft“ gewonnenen Leser auch das Interesse für andere Bücher geweckt wird. Der Appetit kann hier mit dem Essen kommen! Aber die beste Abwehr derartiger „Gemeinschaften“ und Zirkel wäre eine bessere allgemeine Buchwerbung. Daß es bis jetzt daran fehlt, beweist eben das Aufkommen solcher außerhalb des normalen Büchergeschäfts entstehender Organisationen.

Der „Tag des Buches“ könnte, müßte zu der notwendigen „Buchgemeinschaft des ganzen Volkes“ führen!

Hermann Wiedmer.

Bücher Rundschau

Auf dem Wege nach Neuenegg und Bern.

Edouard Chapuisat: La prise d'Armes de 1782 à Genève. Genève, A. Julian, Editeur. 1932.

Der Wert des Buches liegt mehr in der Behandlung von Einzelheiten, besonders der handelnden Personen, als in der Darstellung der großen Entwicklungslinien, wo eigentlich nichts Neues gesagt wird, und wohl auch nicht gesagt werden kann. Wenn hier trotzdem näher auf die Genfer Revolution des Jahres 1782 eingetreten werden soll, so geschieht dies, weil sie im Gesamtverlauf der Schweizergeschichte des 18. Jahrhunderts eine bedeutungsvolle Stellung einnimmt.

Die demokratische Partei in Genf hatte schon 1707 und 1737 einen Aufstand gegen die Aristokratie unternommen. Sogleich waren aber die mit Genf verbündeten Städte Zürich und Bern eingeschritten, mit dem Erfolg, daß ein Vergleich zwischen den Parteien zustande kam. Schon damals hatte sich auch die französische Diplomatie in die Verhandlungen eingemischt. 1766 erfolgte ein neuer Zusammenstoß. Zürich und Bern konnten sich diesmal über das Vorgehen nicht einigen. Frankreich, dessen Vermittlungsangebot von den Genfern verworfen wurde, begann die Stadt militärisch einzuschließen, wurde aber an

weiteren Unternehmungen gegen Genf von Russland, Preußen und England gehindert, so daß es schließlich wieder zu einem Vergleich kam. Nun, am 8. April 1782 brach neuerdings ein Aufstand aus, der mit einem vollen Siege der demokratischen Partei, den sog. représentants, endete. Sogleich griffen aber wieder die Mächte ein. Bergennes, der Leiter der französischen Politik, ließ 6000 Mann — es werden auch andere Angaben gemacht — gegen Genf marschieren, worauf auch der König von Sardinien und Bern ihre Truppen in der Stärke von 3000 und 2000 Mann in Bewegung setzten. Zürich bekümmerte sich um die Angelegenheit nicht mehr. Frankreich riß die Führung ganz an sich, und Sardinien wie Bern waren gezwungen, an der Unternehmung teilzunehmen, um ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte herstellen zu können. Vor der Übermacht der vereinigten Armeen kapitulierte Genf und wurde von den fremden Truppen besetzt gehalten, bis die alte Regierung wieder fest im Sattel saß. Viele demokratisch gesinnte Familien wanderten aus, so auch die Eltern des späteren Generals Dufour, der in Konstanz zur Welt kam.

An einem Beispiel zeigt sich hier der steigende Einfluß Frankreichs auf die alte Eidgenossenschaft. Hatte noch zu Beginn des Jahrhunderts in Genf die Macht Zürichs und Berns vorgeherrscht, so dominierte 1782 bereits Frankreich, Bern befand sich in Verteidigungsstellung, während man in Zürich überhaupt nicht mehr über die eigenen Kantongrenzen hinaussah; von den übrigen Orten ganz zu schweigen. Am Ende des Jahrhunderts sollte die Angliederung Genfs an Frankreich und die Unterwerfung der gesamten Eidgenossenschaft den Schlüßstein dieser Entwicklung bilden. Die französische Revolution und die Herrschaft Napoleons ist ja nichts anderes als eine Beschleunigung der Po-

litik, die das Königtum seit langer Zeit angebahnt hatte.

Wenn es der Eidgenossenschaft des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu den Genfern von 1782 gelungen ist, ihre staatliche Umgestaltung ohne den Eingriff fremder Mächte durchzuführen, so ist dies neben dem wiederhergestellten europäischen Gleichgewicht dem neu erwachten nationalen Selbstbewußtsein des Schweizervolkes zuzuschreiben.

Man könnte nun aus dem oben Ausgeführten auch einige politische Lehren ziehen. Vor allem die, daß eine Invasion meist nicht von heute auf morgen erfolgt, sondern sich langsam vorbereitet in einer fortwährend steigenden Einflusnahme des stärkern Staates auf den schwächeren. Die wiederholten, schließlich erfolgreichen Anschläge Frankreichs auf Genf — denn um Genf ging es doch, nicht um die Herrschaft der dortigen Aristokraten, das erkannten damals Sardinien und Bern genau — zeigen dies deutlich. Die Schweizergeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts lehrt aber auch, daß erfolgreicher Widerstand gegen einen Angriff nicht mehr möglich ist, wenn ein Volk durch lange Jahre hindurch auf eine selbständige nationale Politik verzichtet hat. Die Vollwerke, die wir in mancher Schweizerstadt heute noch bewundern und die gefüllten Zeughäuser und Kriegskassen vermochten 1798 das Unheil nicht abzuwenden, weil der Geist des Widerstandes untergraben war und man sich schon zu sehr gewöhnt hatte, fremden Befehlen zu gehorchen.

Genfer Aristokraten priesen 1782 den französischen Minister Bergennes als erlauchten Befreier. Heute sind es wieder Viele, die vor lauter Liebe und Haß für dieses oder jenes innenpolitische System die Forderungen der Außenpolitik des eigenen Landes nicht mehr sehen können. Hier tut Besinnung und strengste nationale Disziplin not.

Werner Meyer.

Um die Abrüstung herum.

Abrüstung und Sicherheit. Heft 2 der Dokumente zur Weltpolitik der Nachkriegszeit. Herausgegeben von Otto Hötzsch in Gemeinschaft mit W. Vertram. 1932. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

Die Quellenammlung von Otto Hötzsch entsprang dem dringenden Be-

dürfnis des akademischen Unterrichtes im Problemkreis der Außenpolitik und der damit verbundenen seminaristischen Arbeit in auswärtiger Politik. Die Quellenbändchen verdienen gute Aufnahme, wo immer Politik doziert wird, aber auch bei den praktizierenden Politikern, die in ihnen eine übersichtliche

Sammlung der wichtigsten und bedeutendsten Dokumente eines Stoffgebietes finden, und denen die Quellenbände als treffliche Nachschlagewerke zur Hand gehen.

Im zweiten Heft haben die Herausgeber 22 Dokumente zur Abrüstungsfrage zusammengestellt, von der grundlegenden Präambel zu Teil V des Verfaßervertrages über Völkerbundspakt, Genfer Protokoll, Locarno, Konventionsentwurf bis zu den verschiedenen „Plänen“, die an der Konferenz selbst vorgebracht wurden und bis zur Entschließung des Allgemeinen Ausschlusses im Juli 1932. In ihrer Auswahl und Zusammenstellung bietet die Sammlung zugleich eine kommentarlose Geschichte der Abrüstungsbestrebungen seit 1919, die von so wenig Erfolg begleitet sind, daß sie auch keinen Kommentar benötigen.

Berliner Monatshefte. Herausgegeben von Dr. h. c. Alfred von Wegerer. Quadrerverlag Berlin. Februarheft 1933.

Aus dem reichen Inhalt des Februarheftes greifen wir die wertvolle und kritische „Fa h r e s b i l a n z d e r A b r ü s t u n g s k o n f e r e n z“ von Horst von Meßsch heraus. Schonungslos stellt der Verfasser fest, daß die bisherigen Ergebnisse der Abrüstungskonferenz neben einer allgemeinen Aufrüstung einher gehen und auf die Wehrpolitik der Staaten ohne den geringsten Einfluß blieben. Meßsch sieht denn auch in der ganzen Veranstaltung nur eine Täuschung, einen rednerischen Groß-, aber Scheinkampf, und kritisiert die bürokratische Verflechtung der Konferenz mit dem Völkerbund, ihre Komplizierung durch Sonderkommissionen und ihre riesige personelle Masse, was alles einer Sabotage des Abrüstungsgedankens Vorschub leistet. Als „Sammelbecken, in dem das Unverhönlchste durcheinander gewirbelt wird“, hat die

Konferenz denn auch nichts Greifbares hervorgebracht. „Abwehr aus eigener Kraft!“ lautet die Schlußfolgerung, die sich auch die Schweiz zu eigen machen muß.

Fritz Wartenweiler. Was tun wir für den Frieden? Rotapfel-Verlag Erlenbach. 144 S. Brosch. Fr. 1.20.

Auch Wartenweilers Darstellung „Was geschieht an der Abrüstungskonferenz?“ zeigt die ungeheuren Schwierigkeiten, denen die Abrüstung begegnet an der Genfer Konferenz. Wartenweiler ist offen und ehrlich genug, die Tatsachen zu schildern wie sie sind, und malt durchaus nicht mit leuchtenden Farben. Trotzdem ist sein Glaube an einen Erfolg des Kampfes für den Frieden nicht erschüttert. In den beiden Vorträgen „Schule und Völkerfriede“ vor den Aargauer Lehrern und „Friede — Abrüsten — Umrüsten“ vor den Zürcher Schülern will Wartenweiler Wege zeigen, wie die Jugend für den Frieden erzogen werden und was sie für den Friedensgedanken tun kann. Wenn man auch durchaus überzeugt ist vom reinen Idealismus des Verfassers, so muß man trotzdem die große Gefährlichkeit derartiger Friedenspropaganda unter der Jugend und unter Jugendziehern betonen. Es scheint, man hat in dieser Hinsicht in letzter Zeit eher zu viel getan. Wichtiger als diese Friedenspropaganda wäre es, die Jugend und die ganze Bevölkerung auf den ungeheuren Ernst unserer heutigen Lage aufmerksam zu machen und den Gedanken der Wehrhaftigkeit wach zu halten oder wieder zu wecken, wo er schon eingeschlummert ist. Wie der Bauer sorgfältig auf die Anzeichen eines Wetterumschlages achtet und seine Arbeit darnach richtet, so müssen wir uns heute richten nach den drohenden Hagelwolken am Himmel. In solcher Situation vom Sonnenschein zu erzählen, nützt nichts.

Gottfried Zeugin.

Vom Diesseits und Jenseits der Seele.

Unsere Zeit ist sehr stolz auf ihre Sachlichkeit, auf ihre Feindschaft gegen alles Romantische und Jenseitige. Wie brüdig und hintergründig diese nüchterne Fassade ist, zeigt ein Blick in die Jubiläumsnummer des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel“ (No. 1,

1933). Dort kann man Seite 166 unter „Buchhandel und Okkultismus“ lesen, daß sich in Europa 600,000 Menschen allein mit Astrologie befassen, wovon beschämender Weise mehr als die Hälfte auf die deutschsprachigen Länder entfallen, daß es einzelne astrologische

Kalender auf einen Absatz von 150,000 Stück bringen, und daß die „Arbeitsgemeinschaft okkuler Verleger“ 28 Verlagsbuchhandlungen umfaßt. Deren Katalog „Verinnerlichung“ (warum nicht richtiger „Veräußerlichung“?) enthält auf 160 Seiten über 4000 Titel. Man glaubt gerne, „daß der finanzielle Nutzen auch bei kleinem Rabatt fühlbar in Erscheinung tritt“, eine „Materialisation“ okkuler Dinge, die auch ohne Medium glatt vorstatten geht.

Gegen diese und andere Geschäftsmacher auf allen Gebieten der seelischen und materiellen Not wendet sich der Zürcher Psychiater Dr. **Charlot Straßer** mit seinem Buch: „*Aberglaube, Kurpfuscherei, Seelenheilkunde*“ (Genossenschaftsbuchhandlung, Zürich). Ein groteskes Narrenvolk zieht am Leser vorüber: Astrologen und Astromantinnen, Wahrsagerinnen mit elektrisch beleuchtbaren Totenköpfen (es soll in Zürich mehrere hundert Wahrsagerinnen geben!), Medikaster und Wunderdoctoren nach Zeileis'schen Rezepten. Gläubige für Reis und Knoblauch, Rohkost und Hormone, pendelnde Kräuterpfarrer, Phrenologen, Psychotechniker, Psychoanalysten, Chiromanten und „rücksichtslos charakterisierende“ Graphologen neuester Prägung, — Narren und Schelme zum Lachen und zum Weinen, denn hinter den geschäftstüchtigen Gaulern tauchen die Schicksale der Betörten und Geschädigten auf. Es ist Charlot Straßers großes Verdienst, einmal schonungsslos in diese dunklen Winkel hineingeleuchtet zu haben, ohne Rücksicht auch auf sog. „europäische Autoritäten“. Mit Recht entlarvt er besonders den Unsinn, der mit der Graphologie getrieben wird. An Proben aus der Praxis zeigt er die ganze Gefährlichkeit solcher pseudowissenschaftlicher Betriebe, die hemmungslos unendlichen Schaden stiften dürfen. Wieviele Menschen mögen schon durch graphologische „Gutachten“ um Stellung und Brot gekommen sein? Wieviele Fehlurteile von der Art, wie sie Charlot Straßer brandmarkt, entscheiden täglich über das Schicksal von wehrlosen Stellenjuchenden? Allmählich müßten sich auch die gutgläubigsten Schrift-, Stern- und Seelendeuter darüber klar geworden sein, daß sie Unmögliches unternehmen: die Totalität des Menschen aus einem einzigen Punkt zu erklären oder zu bestimmen. Was ihnen zum Schein-Erfolg verhilft, ist

nicht nur die Masse der zum Glauben Bereiten, sondern auch die Dehnungsfähigkeit ihrer Formulierungen, die auf fast jeden Menschen irgendwie anwendbar sind und daher immer eine Mischung von zufällig Zutreffendem und Falschem darstellen. Besonders beherzigenswert erscheint mir, was Charlot Straßer über Liebe und Ehe, Sexualnot und Askese zu sagen hat. Hier verbindet sich die Einsicht des Arztes mit dem idealen Schwung des Dichters, doppelt beglückend in einer Zeit, die vor lauter Sexualschwalgerei Freiheit mit Zuchtlosigkeit verwechselt und die seelischen und körperlichen Verwüstungen nicht einmal ahnt, die sie anrichtet. — In der zweiten Hälfte des Buches zeichnet Charlot Straßer den Grundriß einer neuen Seelenheilkunde. Vorbilder sind ihm dabei die Werke **Wera Straßers**: „*Psychologie der Zusammenhänge*“ und „*Die Denkmethoden und ihre Erfahrungen**), Arbeiten von imponierender Größe und Zielflarheit.

Fährt Charlot Straßer mit der Geißel unter die Wucherer des Aberglaubens, so trachtet **Max Dessoir** danach, „alles dies mit behutsamer Hand anzufassen“: „*Vom Jenseits der Seele*“. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. (Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.) Im Vorwort zur 6. Auflage vergleicht Dessoir sein Buch mit einer Reisebeschreibung: „... ich berichte von Eindrücken, die ein Reisender, der den besten Willen hat und mehr wissbegierig als gläubig ist, auf seinen Reisen durch verfusene und selten besuchte Gegenden empfangen hat. Mein Bericht erhebt weder den Anspruch, den Stoff in Vollständigkeit auszubreiten, noch kann er sich rühmen, ein geschlossenes Lehrgebäude zu sein. Immerhin ruht er auf bestimmten Grundsätzen. Von ihnen habe ich diesmal einen stärker betont: den Grundsatz der unbegrenzten Deutbarkeit. Ich verstehe hierunter die Erscheinung, daß viele hellseherisch oder mediumistisch entstandene Mitteilungen gleich den kabbalistischen Geheimschriften eine Mehrheit von Auslegungen lassen, weil sie ihrer Natur nach mehrförmig sind.“ — Dessoir will zeigen, daß die wunderlichen, an Spiritualismus oder

*) Vergl. die ausführliche Besprechung in den „Schweizer Monatshäften“ No. 7. Oktober 1931, Seite 341.

Gesundbeterei glaubenden Zeitgenossen nicht in Morgenluft atmen, sondern vom Dualismus ältester Vergangenheit umgeben sind, und er glaubt, daß, wenn dies nachzuweisen gelänge, sich vielleicht die selbst hier verborgenen lebendigen Kräfte für die reineren Formen des Idealismus gewinnen ließen. Dessoirs Einstellung ist also eine grundätzlich andere als die der übrigen Wissenschaftler. Er huldigt zwar einer gesunden Skepsis, aber er will nicht ohne immer neue und gründlichste Prüfung verwerfen, weil er sich der Größe des uns noch unbekannten seelisch-körperlichen Kraftfeldes bewußt bleibt. Darum sucht er die Dämonen nicht mit der Peitsche zu vertreiben; er will die Besessenen von ihren Wahnsideen und Illusionen befreien, indem er nicht nur den äußerer Mechanismus der Taschenspieler, sondern auch die inneren, psychischen Bedingungen der angeblich überirdischen Vorgänge und Erscheinungen aufdeckt. Man darf im Sinne Dessoirs sogar hinzufügen: aufzudecken sucht. Denn er ist vorurteilsfrei genug, zuzugeben, daß das nicht immer gelingt, daß Reste bleiben, die — vorläufig — wissenschaftlich nicht aufzulösen oder zu deuten sind. Mit unendlicher Geduld wohnt er spiritistischen Sitzungen und Experimenten mit berühmten Medien bei, studiert Protokolle und verfolgt Zeugenaussagen und deren Irrtumsmöglichkeiten bis in unwahrscheinlich subtile, kaum mehr greifbare Einzelheiten. Er zeigt die Schwierigkeiten einer zuverlässigen Kontrolle der Medien und bringt viele Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung: wie immer dann die „Erscheinungen“ ausblieben, wenn einmal die Kontrollbedingungen völlig einwandfreie Resultate geliefert hätten. Der Eusapia Palladino z. B., welche mittels ihrer medialen Kraft angeblich einen Sitzungstisch freischwebend sich hochheben ließ, schlug Dessoir vor, ein auf den Tisch gelegtes Bündholz ohne Berührung zu bewegen. Aber alle ihre Versuche scheiterten. Er läßt sich auch durch gelegentliche Täuschungsversuche nicht aus der Ruhe bringen, sondern schlägt höchstens dem Medium auf die vorwitzige Hand und sagt: „Lassen Sie doch die Dummheiten!“ In dieser fast liebevoll-kritischen Art Dessoirs, mit Medien und Hellsehern umzugehen, Wunderberichte und Geistergeschichten zu zergliedern, nein, zu durchleuchten und für sie wissenschaftliche Erklärungen zu

suchen, liegt der Hauptwert seines Buches. Aber gerade diese Stellung zwischen den Fronten bringt ihm auch die Gegnerschaft beider Seiten: die Wissenschaftler schelten ihn, weil er sich überhaupt mit dem Okkultismus beschäftigt, und den Okkultisten ist er als Wissenschaftler verdächtig. Und doch sollte das Werk in allen Lagern gelesen werden. Denn tatsächlich stehen die Dinge doch heute so, daß wir von unserer Umwelt schon allerhand Wichtiges wissen, von uns selbst aber so gut wie nichts. — Einen besonderen Hinweis verdient Dessoirs glänzende Abrechnung mit der Anthroposophie Rudolf Steiners, sowie die Abschnitte über Geschichte und Denkmittel des magischen Idealismus.

Wehrt sich die strenge Wissenschaft gegen die Anerkennung des Okkultismus, so gewährt sie neuerdings um so bereitwilliger einem wirklich krassen und anrüchigen Überglauhen das Gastrecht: der Psychoanalyse. An dieser Kennzeichnung ändert auch die Tatsache nichts, daß dieser neueste „Zauber“ inzwischen „hoffähig“ wurde. Es gibt nichts in der Welt, das nicht Gläubige und Anhänger finde. Credo, quia absurdum! Nun wird der „Meister“ selbst „analysiert“. Charles G. Maylan tut dies in seinem Buch: „Freuds tragischer Komplex“, eine Analyse der Psychoanalyse (Verlag Ernst Reinhardt, München). — Ein Kindheitserlebnis Freuds wird Ursache und stärkster Antrieb für die spätere „Wissenschaft“. Freud erzählt: „Ich mochte zehn oder zwölf Jahre gewesen sein, als mein Vater begann, mich auf seine Spaziergänge mitzunehmen, und mir im Gespräch seine Ansichten über die Dinge dieser Welt zu eröffnen. So erzählte er mir einmal, um mir zu zeigen, in wieviel bessere Zeiten ich gekommen sei als er: „Als ich ein junger Mensch war, bin ich an deinem Geburtsort am Samstag in der Straße spazieren gegangen, schön gekleidet, mit einer neuen Pelzmütze auf dem Kopfe. Da kommt ein Christ daher, haut mir mit einem Schlag die Mütze in den Kopf und ruft dabei: „Jud, herunter vom Trottoir!“ Und was hast du getan?“ Ich bin auf den Fahrweg gegangen und habe die Mütze aufgehoben“ war die gelassene Antwort.“ — Maylan fügt hinzu (S. 33): „Diese Erzählung entschafft so sehr den Haß des kleinen Sigmund, daß er ihn sogar vom Christen auf den erniedrigten Vater

selbst überträgt...“ Folgerichtig wuchs aus diesem Haß als späte Rache die Psychoanalyse. Freud machte aus seiner sexuellen Verstrickung ein „System“, versuchte sein Kranksein am Sexuellen zu objektivieren, da er selbst nicht Manns genug war, damit fertig zu werden. Er gleicht darin Rudolf Steiner, der ja auf die gleiche Weise seine „Träume“ und „Gesichte“ für objektive Wahrheit ausgab. Auch das haben beide gemeinsam, daß sie in unkontrollierbare und unzügliche Bereiche flüchten: der eine ins Jenseitige, Übersinnliche, der andere ins Unbewußte. Beide hängen ferner mit einer seltsamen Zauberkunst an „Urzügen“, aus denen sie auf die denkbar unwissenschaftlichste Art ihre „Wahrheiten“ schöpfen, letzten Endes doch nur Versuche, die eigenen Unzulänglichkeiten als historisch begründet hinzustellen und sie der ganzen Menschheit anzudichten. Sie gleichen primitiven Wahrsagern, deren ganzer Zauber nur eine heillose Geistesverwirrung der Gläubigen bewirkt. — Deshalb hat Maylans Buch nur insofern Bedeutung, als es wertvolles Material zur Entstehungs geschichte solcher geistiger Epidemien liefert.

Die Freud'schen, im Unbewußten haushenden Kobolde beschwört auch **F. M. Heller**. Aber sein „**Unbehagen in der Zivilisation**“ (Verlag A. Franke, Bern) ist lediglich das Unbehagen der Psychoanalytiker über ihre eigenen Phantome. Wie Zwangsvorstellungen tauchen auch hier die unnatürlichen Beziehungen innerhalb der „Urhörde“ auf, werden Vorgänge behauptet, die dem uns zugänglichen Naturgeschehen stracks widerslaufen. Während überall die Jungen, sobald sie mannbar sind und sich selbst ihr Futter suchen können, die Alten verlassen, ja, von ihnen vertrieben werden, begibt es sich in der Freud'schen „Urhörde“, daß der Urvater seine Söhne (denen angeblich nur die eigenen Angehörigen, Mutter und Schwestern, zur Verfügung ständen!) zur Enthaltsamkeit zwingt, bis sie ihn ermorden. Nun respektieren sie die Schwestern aus Neue, bilden „Brüdergemeinden“ und finden — plötzlich! — bei andern Brüdergemeinden Gelegenheit, sich fremde Frauen zu rauben. Vorher ist offenbar keiner der armen Ursöhne auf diesen naheliegenden Gedanken gekommen. Vielleicht sind aber auch die andern „Brüdergemeinden“ erst nach dem Vatermord auf Freud's Befehl vom

Himmel gefallen? Es ist anscheinend noch nicht bemerkt worden, daß die ganze, sexuell verkrampfte Urhordenphantasie eine Freud'sche „Bearbeitung“ des biblischen Paradies - Mythos von Adam und Eva und dem Sündenfall darstellt. — Was Heller über Urtanz und Urmusik, Urmalerei und Urskulptur schreibt, gehört in dieselbe Kategorie zwanghafter „Ur“-Phantasien. Nur ein gänzlich unkünstlerisch veranlagter Mensch konnte sich die Anfänge jeder Kunstübung so vorstellen.

Noch bedenklicher ist ein weiteres Werk von **F. M. Heller**: „**Psychodynamik der Reklame**“ (Verlag A. Franke, Bern). Titelbild: Der schwarze Mann mit Mantel und Degen. Das Ganze ein Versuch, den Blick auch in der Reklame so zu verschweinzen, daß Gerades und Rundes überall als Männliches und Weibliches gesehen werden. Wenn ein Mädchen einem befreundeten Herrn einen Blumentopf mit rotem Krepppapier umwickelt schenkt, dann fragt der Herr Psychoanalytiker das Mädchen so lange und so unzweideutig aus, bis aus dem harmlosen Geschenk ein die Männerchen-Eitelkeit kitzelnder Antrag wird. Oder wenn eine biedere Hausfrau einen großen Kochtopf braucht, dann bevorzugt sie aus Gründen, die man mit Rücksicht auf den Leser nicht nennen darf, einen kleinen. Wir sind zwar äußerlich Kulturnmenschen geworden, aber psychisch stehen wir noch auf der Stufe der Papuaner, die alles sexuell deuten und verstehen, denn, so argumentiert Heller, die Psyche ist eine widerspenstige Dirne, die ihre Unarten nie ablegen kann. Eine kleine Verwechslung: nicht wir, sondern die Psychoanalytiker stehen noch dort und fühlen sich in diesen geschlechtlichen Jagdgründen offenbar sehr wohl. Das Gebogene wäre also, daß die Herren nach Neu-Guinea gingen und dort „die Befriedigung unersättlicher lüsterner Neugierde und eines hochgespannten unerlösten Ehrgeizes“ (Maylan, S. 15/16) suchten. Inzwischen sind die schweizerischen Reklamesachleute deutlich von Heller abgerückt. Erstaunlich bleibt nur, daß sich ein angesehener Berner Verlag bereit gefunden hat, die Heller'schen Elaborate herauszugeben.

Die primitiven Methoden der Psychoanalyse haben dazu geführt, daß sich auch Baire und Pfarrherren damit beschäftigen, Nerven- und Gemütsleidende zu „behandeln“, bezw. zu „analysieren“.

Den „Beziehungen der Psychotherapie zur Seelsorge“ widmet nun C. G. Jung (der Träger des Literaturpreises der Stadt Zürich) ein kleines Schriftchen (Verlag Rascher & Cie., Zürich). Er geht aus von der Entdeckung der Seele als eines Krankheitserregenden Faktors, erwähnt die Versuche, das Psychische auf Triebe zu reduzieren (Freud auf den Sexualtrieb, Adler auf den Macht- oder Geltungstrieb) und definiert die Psycho-neurose als Evidenz der Seele, die ihren Sinn nicht gefunden hat. Aber damit stehen wir vor dem Grundübel unserer chaotischen Zeit! Kann ihm der Arzt beikommen? Jung bekennt, daß der Arzt zu den letzten Fragen der Seele nichts zu sagen weiß, ja, er findet dieses Versagen natürlich, da der Arzt beruflich nicht verpflichtet sei, eine Weltanschauung oder Religion zu haben. Trotzdem gehen die seelisch Leidenden (wenigstens so weit sie Protestantinnen sind) lieber zum Psychiater als zum Seelsorger. Als Gründe gegen den Pfarrer geben 52 % Mangel an psychologischen Kenntnissen und 28 % dessen dogmatische und traditionelle Bindung an. Jung selbst lehnt die nach Freud-schen oder Adler-schen Rezepten praktizierenden Psychotheologen ab, weil beide Theorien geistfeindlich, d. h. Psychologien ohne Seele sind. Er sieht Heilung nur in dem, den unbedingten Einsatz der Persönlichkeit fordern den Erlebnis, und zwar nicht in irgend einem beliebigen, sondern im religiösen Erlebnis, das dem Leben wieder einen Sinn zu geben vermag. Woher soll aber dem heutigen Menschen das religiöse Erlebnis kommen, da alle überlieferten Formen und Normen ungültig und hohl geworden sind? Will daher der Psychiater helfen, dann muß er die religiöse

Fragestellung berücksichtigen, nicht durch Moralisieren und Verurteilen, sondern dadurch, daß er den Menschen in seinem So-sein annimmt, ihn seinen Egoismus zu Ende gehen läßt, denn dort, am Höhepunkt der Krankheit, kehrt sich das zerstörende in das Heilende um; aus dem Dunkel der Seele tritt dem Kranken etwas Fremdes entgegen, das nicht Ich ist und das wirkt wie eine Erleuchtung. Diese völlig vorurteilsfreie Hilfe vermag nur der durch keine Kirche oder Lehre gebundene oder beengte Arzt zu leisten, der Arzt nämlich, der es gewagt hat, auch sich selber in seinem — oft erbärmlichen oder furchtbaren — So-sein anzunehmen. Wenn indessen Jung zum Schluß glaubt, daß ungezählte Menschen in die katholische Kirche und sonst nirgends hin gehören, so widergespricht er mit dieser unerwarteten Verbeugung seinen eigenen Erkenntnissen. Was ihm dabei vorschwebt, ist die mittelalterliche, in bestimmten Dogmen und kirchlichen Vorschriften fundierte Lebens- und Glaubensform. Die Aufgabe der Gegenwart besteht aber nicht in der Reduzierung des Menschen und der Gemeinschaft auf frühere überlebte Zustände, sondern in der Schaffung neuer, dem Fortschreiten der Erkenntnis angepaßter Ziele und Ordnungen. Die Lösungen können weder vom vergötterten Kollektiv noch von zeitfremden Kirchen kommen, denn beide schaffen Denkuniformen. Schöpferisch sind stets nur Einzelne, welche die auseinandergebrochene Welt in einer neuen Synthese wieder aufbauen. — Jungs kleine Schrift könnte dennoch manches Gute stiften, wenn sie in die Hände aller jener Pfuscher käme, welche erotische Gespräche für eine Heilmethode halten.

Hermann Wiedmer.

Die Schweiz in der Musik.

A. G. Cherbuliez: *Die Schweiz in der deutschen Musikgeschichte*. Band 18 der Reihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“. 403 S., 81 Bilder auf Tafeln. Verlag Huber & Co. A. G., Frauenfeld. Gebd. 17.50 Fr. Ein über Erwarten großer Stoff wurde hier bemeistert. Statt des im Titel angedeuteten Teilgebietes entstand eine erste schweizerische Musikgeschichte schlechthin. Wer weiß, welche Vorarbeiten zu leisten waren, wie unendlich zer-

streut und oft schwer zugänglich die Quellen sprudeln, wird das Werk vorbehaltlos anerkennen. Verfasser und Verlag geben viel mehr als sie versprochen. Das Buch ist unentbehrlich für jeden, der die Geschichte unserer Kunst und Kultur in jedem Sinn zu erfassen strebt.

Gerade auch jene allzuvielen Gebildeten, die beinahe stolz darauf scheinen, von „Musik“ nichts zu verstehen, seien eindringlich auf dieses Buch hingewie-

sen. So wenig etwa die im gleichen Verlag erschienene Euler-Biographie nur eine Angelegenheit der Mathematiker ist, so gewiß bietet diese Musikgeschichte einen wichtigen Ausschnitt des Lebens überhaupt. Reichste Anregungen lassen sich aus solchen Grenzgebieten holen, die so zu Marken der Geisteswissenschaften werden.

Von erwachenden Regungen ausgehend, findet Herbuliez, daß die Helvetier ähnliche psychologische und organische Eigenarten in bezug auf Musikbegabung aufwiesen wie die nordisch-germanische Völkergruppe; Helvetien führte ein von dem hochzivilisierten, aber schon um Christi Geburt der Dekadenz verfallenen Süden unendlich verschiedenes Leben. Mit dem „Stier von Uri“, der bei Marignano verloren ging, verflang ein politisch-militärischer Traum. Ist nicht die Musikfeindseligkeit Zwinglis ebenso bezeichnend für die nüchtern-rationalistische reformierte Kirche, wie anderseits Luthers mystische Musik verlangt? Wohl als Reaktion nahm dann aber, seit dem Goudinel'schen Psalter von 1565, das Psalmensingen von der Seele der reformierten Schweizer solchen Besitz, daß in allen Lebenslagen unwillkürlich ein Psalm auf die Zunge glitt. J. J. Breitinger erließ 1640 ein Missiv über das Psalmensingen in Zürich, „wenn man bewinnet ist“: „Die Wirt sollen diejenigen, so in den Wirthäusern Psalmen singen wollen, abmahnen bei Straf“!

Wie viele Leser wußten, daß der Schweizer Senfl ein Großmeister der deutschen mittelalterlichen Musik war? Daß Glarean nicht bloß das Haupt des schweizerischen Humanismus im 16.

Jahrhundert war, sondern auch der größte nordische Musiktheoretiker dieser Zeit? Das zum Volkslied gewordene und dann in den evangel. Choralschätz übergegangene sogen. Türkensied auf den Tod des Königs von Ungarn stamme von Senfl.

So durchwandern wir die Jahrhunderte und gewahren neue Beziehungen und Ausblicke. Überraschend wirkt der außerordentlich starke Einfluß deutscher Musiker auf die französische Schweiz. Dort gelang es z. B. dem Koburger Kaupert, ein ganzes Volk anderer Rasse und Sprache zu einer begeistert singenden Gemeinde zu verschmelzen! Ihm zu Ehren prägte Genf eine Erinnerungsmünze. Die Festmusik des Bayers (war er nicht Balte? aus Riga?) Hugo von Senger zu einem der großen, seltenen Winzerfeste in Beven ist bis heute lebendig geblieben. Einige Bemerkungen über Wagners Wirkungen seien an anderer Stelle gestattet.

Herbuliez geht sogar der Beurteilung heutiger Musiker nicht aus dem Wege, obwohl hier naturgemäß am ehesten Lücken klaffen oder andere Beurteilung aufgegeht. Mit Recht hat ja Hans Joachim Moser die musicalischen Gestalten der Vergangenheit mit freistehenden, von allen Seiten sichtbaren Bildjäulen verglichen, während diejenigen der Gegenwart nur erst einseitig beleuchtete Reliefs dem Blick darbieten.

Ausführliche Register erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes. Die Bildtafeln sind recht willkommen; erwünscht wären wohl noch Notenbeispiele im Text. Ist es noch nötig, das Buch allen warm zu empfehlen?

Karl Alfonso Meyer.

Lese-Proben

C. G. Jung: „Die Beziehungen der Psychotherapie zur Seelsorge“.

„Es scheint mir, als ob parallel mit dem Niedergang des religiösen Lebens die Neurosen sich beträchtlich vermehrt hätten. Es gibt jedoch keine Statistik, die mit Zahlen diese Zunahme beweisen könnte. Eines aber weiß ich sicher, nämlich, daß der allgemeine Geisteszustand des Europäers ungefähr überall einen bedenklichen Mangel an Gleichgewicht aufweist. Wir leben unleugbar in einer Epoche von Rastlosigkeit, Nervosität, Verwirrung und weltanschaulicher Desorientiertheit größten Ausmaßes. Unter meiner internationalen Klientel, die ausnahmslos den gebildeten

lauben, auf ihre Mittelstellung zu verweisen, zeigen damit nur, daß sie den Sinn der Zeit und ihre Flammenzeichen noch nicht erkannt haben. „Entweder Bolschewismus oder das Vaterland“, so lautet heute die Entscheidung, und da

gibt es keine Neutralität, kein vorsichtig (auf seine Geschäfte bedachtes) „Zünglein an der Waage“. Die Neutralität der Herzen hat soviel Bedeutung, wie der Bindestrich im „Entweder — Oder“. Ernst R. Baerlocher.

Besprochene Bücher.

Chapuisat, Edouard: La prixe d'armes de 1782 à Genève; Zullien, Genf.

Dessoir, Max: Vom Jenseits der Seele; Enke, Stuttgart.

Feller, F. M.: Psychodynamik der Reklame; Francke, Bern.

— Unbehagen in der Zivilisation; Francke, Bern.

Hoezsch, Otto: Abrüstung und Sicherheit; Teubner, Leipzig.

Jung, C. G.: Beziehungen der Psychotherapie zur Seelsorge; Rascher, Zürich.

Maylan, Charles E.: Freuds tragischer Komplex; Reinhardt, München.

Meßsch, Horst von: Jahresbilanz der Abrüstungskonferenz; Berliner Monatshefte, Quaderverlag, Berlin.

Straßer, Charlot: Aberglaube, Kurpfuscherei, Seelenheilkunde; Genossenschaftsbuchhandlung, Zürich.

Wartenweiler, Fritz: Was tun wir für den Frieden? Rotapfel-Verlag, Erlenbach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung, Verlag und Verstand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Beemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrrechte vorbehalten.

Bücher-Eingänge.

Burdhardt, Jakob: Der Cicerone, Zweiter Band; Schwabe, Basel, 1933; 480 S.; Fr. 15.—.

Rasche, Hermann: Revolution um Gott, Thesen einer neuen Reformation; Lindner, Leipzig, 1933; 101 S.; M. 1.50.

Seelhoff, Paul: Das Volk ohne Politik; Psychologie, Wille und Ethos der Deutschen; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 1933; 243 S.

Zur Gesunderhaltung

und rationellen Körperpflege wird seit Jahrzehnten die aus reinsten Pflanzenstoffen hergestellte

Bor Milk Seife

von Rumpf & Cie., Zürich, von Jägermann mit Borlizbe benutzt.
Stück Fr. 1.20, dazugehörige Creme Fr. 2.—. Überall erhältlich!

Aus dem Inhalt des Märzheftes:

Hans Oehler: Vom kommenden Staat (I).

Alfons Püh: Politischer Brief aus Frankreich.

Désiré Luh: Das Elsässische Theater der Nachkriegszeit.

Robert Tobler: Krisensteuer? Volk und Armee.

Karl Henne: Die Kanzlerschaft Hitlers und andere Beiträge.